Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 10

Artikel: Für unsere Alpenbauern
Autor: Christ-Socin, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-154031

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nämlich die politische Fühlung eine gute ist. Wird dieser Einsicht in Bundesversammlung und Bundesrat zum Durchbruch verholfen und das einmal als richtig Erkannte konsequent und kouragiert durchgeführt, so wird sich die Schweiz von den schweren politischen Niederlagen, die sie im Laufe der letzten Jahre ganz unnötigerweise erlitten hat, wieder erholen, das Ansehen von Bundesversammlung und Bundesrat nach innen und außen gestärkt, was nicht bloß wünschenswert, sondern dringendes Erfordernis ist.

„Ich weiß nicht, was die Menschen immer vom „Schicksal" reden. Die Politik ist das Schicksal." Napoleon in einem Gespräch mit Goethe.

Für unsere Alpenbauern.

Von

H. Christ-Socin - Riehen.

Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Schiller, Wilhelm Tell.

Seit dem sogenannten Frieden erleben wir eine ganze Reihe neuer Arten von Schweizern, die in unserer Presse als zweite, dritte, vierte und wohl noch mehrere numeriert werden, worunter wir die allerlei hilfsbedürftigen und nach Hilfe rufenden ausgetriebenen, zurückgeflüchteten, gewaltsam oder durch bittere Not zurückgehaltenen Mitbürger verstehen, an die sich dann noch unsere einheimischen, wie ein Alp auf uns lastenden, Arbeitslosen anreihen.

Ob all diesen Sorten von heimgesuchten Schweizern, die sich sehr deutlich anmelden, bleibt aber gerade diejenige vergessen, welche unserer Sympathie besonders würdig ist, weil gerade sie den alten Schweizersinn, die echt nationale Idee noch darstellt und hochhält, während sie den Massen unserer Industriestädte, dank der Minierarbeit ihrer Treiber, längst abhanden kam: jener kleine aber edle Bruchteil unseres Volkes, der zäh und treu an seiner harten Heimat hängt, obschon sie trotz erschöpfender Lebensarbeit ihm das Nötige kaum mehr darreicht, der in stiller Würde, ohne Klage, ohne Verbitterung des Lebens Last auf sich nimmt und sich aufrecht erhält durch die Liebe zur Heimat, durch den Glauben an die Gotteskräfte, die seine Kirche ihm bietet, durch die Hoffnung auf ein himmlisches Erbe.

Diese viel vergessenen Schweizer, die man unter all den neuen Nummern die allerersten nennen sollte, sind unsre Brüder in den obern und innern Alpentälern, zumal im Wallis, Uri, Tessin usw.

Wenn eine extreme Partei die Unzufriedenheit als Kardinaltugend verkündet, so üben diese Schweizer, für die wir endlich einmal ein starkes Wort einlegen möchten, die Genügsamkeit und Selbstverleugnung als selbstverständlich. Wenn die „werktätige" Klasse unserer Städte nach Vermin-

derung der Arbeitszeit bei progressiver Lohnerhöhung, und in letzter Linie nach gänzlicher Staatsversorgung strebt, so unterbricht der Bauer und Hirt unserer Alpen seine Feld- und Sennenarbeit höchstens während der dunkelsten Nacht, und ungezählte Stunden muß er hacken, wässern, pflanzen, ernten, hirten. Derselbe Bauer muß mit Hilfe von Weib und Kind nomadenartig bald unten im Tal sein Feldlein bestellen, bald droben, nahe der Schneegrenze, die Heerde besorgen und häufig die Nacht zu diesen Wanderungen in Anspruch nehmen. Die Distanzen, so groß sie sind, die Wege, so bös sie sind, die Lasten, oft weit über einen Zentner, die zu tragen sind, kommen da gar nicht in Betracht: die eigentliche Arbeit beginnt im Sinn des Aelplers erst an Ort und Stelle. Dann muß Holz gefällt und gesammelt werden, um den furchtbaren, neun Monate langen Winter durchzuhalten, der dem Eingebornen in anderem Lichte erscheint, als dem luxuriös untergebrachten Sportgast; es muß zur rechten Zeit gemolken, die Milch muß verwertet, entweder zu Tale getragen, oder in der Hütte verkäset werden; das Vließ der Schafe wird zu Gewand für Mann und Frau verarbeitet, Heu und Wildheu muß zubereitet werden, und nicht zuletzt: es müssen die Wasserleitungen von den Gletschern abwärts längs der Felswände und durch die Schluchten bis hinab in die Feldflur angelegt und unterhalten werden. Daß das sehr oft mit Lebensgefahr verbunden ist, weiß der empfindsame Leser aus Heer's Anheiligen Wassern, und wer es mit ansah, dem steht bei der Erinnerung der Atem still, aber der Bauer tut es ohne Aufhebens, immer aber nach stillem Gebet. Die Väter haben es auch so gemacht und das Gemeinwohl verlangt es.

All das ist ein Pensum, vor dem wir Alle: Werktätige und Bourgeois, uns verkriechen müssen, und der Erfolg dieses labor improbus ist so gering, daß an ein Zurücklegen eines kleinen Betriebsfonds, eines Sparpfennigs oder an eine Ausdehnung des kargen Grundbesitzes kaum je zu denken ist, denn dazu langt es im besten Falle nicht. Im besten Fall: denn nur wenn Lawinen, Steinschutt, Wildwasser die Wiesen nicht verheeren, wenn die Viehseuche ausbleibt, wenn Spätfröste die Feldfrucht nicht zerstören, hat der Bauer die Genugtuung, sein und der Seinen Leben wieder durch ein weiteres Jahr durchgefristet zu haben. In Zermatt ist im Jahr 1918 durch den Frost im Juni, bei 1700 Meter und höher über Meer, das Getreide (meist Roggen) völlig taub geblieben, und solche Jahre sind nicht selten. Kümmerliches Leben von der Hand in den Mund, hartes Brot — es wird in vielen Tälern der Alpen nur im Winter für das ganze Jahr gebacken — und oft einen Teil des Winters durchgehungert: das ist, was dem Alpenbauer das Dasein bietet. Doch nein. Er hat auch seine Kompensationen, aber sie sind geistiger, nicht materieller Art. Mehr als wir glauben und als er es äußert, genießt er die erhabene Schönheit der Alpen. Und dann lebt er nicht vom Brot allein. Wenn er seine Lebenskraft aufgebraucht hat im harten Kampf, so schließt er getrost die Augen, in der königlichen Gewißheit, daß der Gott, dem er vertraut, auch den Seinigen durchhelfen werde, und in der Hoffnung des Wiedersehens.

Ein trostreiches Element im Leben, das nicht erst unsre Kommunisten erfunden haben, ist unter den Alpenbauern die gegenseitige Hilfeleistung

von Haus zu Haus. Man lese in den eingehenden Schilderungen Steblers (Goms, Sonnige Halden) wie gut organisiert diese gemeinsame Hilfe gerade bei den beschwerlichsten und eiligsten Feldarbeiten ist, und wie selbstverständlich sie geübt wird.

Höchst bemerkenswert ist auch der Gemeingeist, den diese Berggemeinden bei Regelung der Benutzung ihrer Alpen schon seit Jahrhunderten bekunden. Die Alpen sind fast durchweg Allmend, d. h. gemeinschaftliches Eigentum der Gemeinden. Jedem Dorfhaushalt ist der Auftrieb von Vieh zur Sömmerung auf die Alp nur in der Anzahl gestattet, die auch während des Winters unten im Dorf mit eigenem Futter durchgehalten werden kann. Diese Satzung verhindert die Uebernutzung der Alpen und das Eindringen fremder, das Gleichgewicht der uralten Oekonomie der Gemeinde störender, spekulativer Elemente. Höchst praktische Grundsätze herrschen bezüglich der richtigen Verteilung des Milchertrages an die Gemeindegenossen, wobei noch hie und da die prähistorischen Rechnungsstäbe (Tesseln) in Gebrauch sind. Das Alprecht unserer innern Kantone darf geradezu als eine geniale Schöpfung des alpinen Volksgeistes bezeichnet werden.

Nun gehört aber dieses, in allzuraschen Zügen hingeworfene Bild zum Leben unserer alpinen Kleinbauern mehr und mehr der Vergangenheit an, denn die in neuester Zeit immer höher gesteigerten Ansprüche des Staates, der Gemeinde, des Verkehrs, der einströmenden Modernisierung der Trachten und der Sitten steigern auch dort oben die Ausgaben so sehr, daß man nicht mehr recht nachkommt. Wenn wir Städter einige schöne Sommer- oder Winterwochen da zubringen, so meinen wir etwa, Wunder was wir zum Wohlstand des Tales beitragen. Aber wir irren uns gründlich. Der Fremdenverkehr schafft da keine bleibenden Werte, keine wirkliche Besserung der Lage, auch abgesehen von dem fatalen Eindruck, den das nicht immer hoch stehende Wesen und das nicht immer taktvolle Auftreten der Fremden auf den unerfahrenen Sinn der Einheimischen ausübt. Früher war das Niveau der sog. Touristen höher, und was in den letzten Jahren durch Internierung fremder, selbst farbiger Soldaten bis ins Oberwallis hinauf, und durch das Einströmen von Kriegsflüchtigen und Kriegsgewinnern aller Rassen bis in die obersten Gasthäuser den Dorfleuten zugemutet wurde, ist ein Kapitel für sich. In Zermatt bestand der Besuch noch in den achtziger und neunziger Jahren vorwiegend aus ernsten Leuten, Bergsteigern, Alpenklubisten, vielen Schweizern mit ihren Familien, auch steifen Engländern. Jetzt wird daselbst in der Victoria bis halb drei Uhr früh getanzt, wie uns ein böhmischer Musikant mißmutig berichtete, der dabei aufzuspielen hatte. Im Jahr 1884 war noch eine andere Disziplin. Da ersuchte einmal vor unseren Ohren Frau Seiler-Kathrein einen Trupp junger Herrlein, die vor dem Hotel zu einem lärmenden Gelage sich anließen, ganz kurz, gefälligst ihr Amüsement anderswo zu suchen, und — sie gedachten nicht zu bleiben.

Wohl nehmen einige Einheimische während der Saison als Führer, Träger, Dienstboten oder Lieferanten kleiner Artikel für die Hotels etwas

ein, aber dies, neben der Bauernarbeit gelegentlich erhaschte Geld geht aus den Taschen, wie es hinein kam. Es hat die Kraft, die Ansprüche des Empfängers an den modernen Lebensgenuß zu steigern, aber nicht, das allgemeine Gedeihen zu heben. Wann kommt ein auch noch so berühmter Führer auf einen grünen Zweig! Die meisten brauchen viel und sterben früh, sehr oft in tragischer Weise.

Früher erleichterte die Auswanderung und noch früher der fremde Kriegsdienst in etwas die Lage unserer Hochtäler. Jetzt verschließen sich die Länder, welche einst unsere fleißigen Tessiner und Walliser gerne aufnahmen, hermetisch gegen die Einwanderung, denn sie selbst haben Mühe, mit ihrer eigenen Bevölkerung aus zu kommen. Das soll uns Recht sein, vorausgesetzt, daß wir unsern Bergleuten in der Heimat eine auskömmliche Existenz bereiten.

Und wenn nun gar ein notwendiges, größeres Werk: die Erstellung eines Sträßleins, die neue Anlage einer schadhaften Wasserzufuhr, die Verbauung eines bösen Wildbachs, die Kräfte einer kleinen Berggemeinde — es giebt deren manche von nur 150 bis 250 Seelen — eine außerordentliche Aufgabe stellt, so zeigt sich sofort das hippokratische Gesicht: die Grenze des Möglichen ist überschritten. So hat das fünf Stunden lange Saas-Tal, obschon neuerdings von Touristenströmen förmlich ausgetreten, es noch nicht zu einem Sträßchen gebracht. Ein bei Regen höchst bedenklicher Saumweg tastet sich den steilen Abstürzen der westlichen Talseite entlang, und zahlreich waren einst die Todtenkreuze am Wegrand, ehe man sie — wohl der Fremden wegen — wegnahm. So steckt eben jetzt das Lötschental in verzweifelten Nöten wegen Erstellung eines Sträßchens von der Tunnelstation Goppenstein hinauf zu den zahlreichen Bergdörflein des erst hier beginnenden eigentlichen Tales. Ich entnehme der soeben erschienenen Schrift: Mein Wallis, Festgabe zum Walliser Herbstfest in Zürich 29. und 30. Oktober 1921 von Eugen Fischer folgende Aeußerung eines Kenners G. Baumberger, der mit der eidgenössischen Finanzkommission im September 1920 Lötschen besuchte. Ein verständiger Talvorsteher erklärte ihm folgendes:

„Das Sträßchen, das wir bauen, wird uns zur unerträglichen Last werden. Es kostet nahezu ein Viertel von dem, was das ganze Tal mit allen seinen Wiesen, Aeckern, Alpen und Wäldern wert ist. Das können wir einfach nicht tragen. Die Steuern zwängen uns zur Auswanderung. Und doch müssen wir das Sträßchen haben, soll nicht das Tal nach und nach entvölkert werden. In den fünfzig Jahren, seit Sie das letzte Mal hier waren, sind wir wirtschaftlich kaum einen Schritt vorwärts gekommen, eher zurückgegangen, trotz alles harten Arbeitens. Es war ein langsames Absterben. Freilich, wenn der Bund uns nicht einen Teil der Straßenlasten abnimmt, kommt es auch wieder auf das Absterben heraus."

Baumberger fügt bei:

„Damals noch ein eher habliches Tal. Seither 50 Jahre harter Arbeit, was nur mühsam heißt. Trotzdem ist es eher rückwärts und nur rückwärts gegangen. Als ich von Ferden abwärts gegen Goppenstein

wanderte, war mir, als hätte ich eben einem Leichengeleite beigewohnt. Dem Leichengeleite dessen, was der Junitage 1872 holder Zauber war.

Lötschen ist aber nicht das einzige Tal, wo es so steht."

In der Tat muß ich, aus mehr als sechzigjähriger Kenntnis, nach fast jährlich wiederholter Bewanderung der Alpentäler von Wallis, Tessin, Uri etc. seit 1856, diesen Ausspruch bestätigen.

Wir Schweizer haben über dem maßlos übertriebenen Feldgeschrei der Sozialdemagogen zu Gunsten einer weniger gefährdeten und belasteten, aber nach Alleinherrschaft lüsternen Bevölkerungsschicht Gehör und Gefühl verloren für die leisen, verschämten, durch ein edles Selbstgefühl zurückgehaltenen Weh- und Hilferufe unseres alpinen Kleinbauern, wie sie etwa — viel zu diskret — Dr. Ming von Sarnen oder der verstorbene Alexander Seiler von Brig-Zermatt in den eidgenössischen Räten erhoben, und wir haben dann geglaubt, durch ein einmaliges gelegentliches Almosen für einen besonders schreienden Notfall das unsrige getan zu haben. Wir wollen auch nicht verkennen, daß der Bund für Gewässerkorrektionen, Verbauungen und Schutz der Waldung Namhaftes, zum Teil Großartiges getan hat.

Aber es handelt sich um etwas ganz Anderes, Größeres:

Es muß der urwüchsige, seit einem Jahrtausend bodenständige, beste Teil der Schweizer Bevölkerung erhalten, gestärkt, ermutigt werden. Ist es doch der Teil, der allein noch die Tradition der Eidgenossenschaft lebendig erhält, während sie in unsern Städten kaum noch glimmt und bei deren Festen bereits der Karrikatur zu verfallen droht. Hier oben leben noch die Leute, denen das Bete und Arbeite auf der gefurchten Stirne geschrieben steht, hier an den stotzigen Halden, wo man die Erde auf dem Rücken hinauf trägt, um einen Korb Erdäpfel zu ernten, wo man nicht auf Kosten der andern Klassen, sondern von eigener Arbeit leben will, wo die Buben sich auf den Waffendienst fürs Vaterland freuen, wo endlich auch das Erdenleben noch als Schule für ein höheres Dasein gewürdigt wird, wo bis in die höchsten primitiven Alpendörflein hinauf eine helle Kirche leuchtet: hier haben wir einzusetzen und wieder anzuknüpfen, wenn wir an die Gesundung unserer, durch Geschäftsrutine und Gedankenlosigkeit verfahrenen Zustände gehen wollen.

Vorab haben wir viel zu lernen von unsern alpinen Brüdern in ihren niedern Hütten und selbstgewobenen Kitteln. Wer etwa meint, wir Städter seien ihnen an rechter Kultur des Geistes oder des Herzens überlegen, der beweist nur, daß er sie und sich selber nicht kennt.

Aus Walliser Bauernfamilien stammen die Augustiner Chorherren und die Laienbrüder, die seit siebenhundert Jahren sich einer aufopfernden Gastlichkeit und der Rettung gefährdeter Reisenden auf dem Bernhard, dem Simplon und früher auch dem kleinen St. Bernhard widmen und dafür nicht selten das Leben, und sehr oft die Gesundheit aufs Spiel setzen.

Das Völklein des Oberwallis ist es, dem man eine Welt von Sagen verdankt, wie kein anderer Stamm sie in gleicher Tiefe und Poesie besitzt. Ihre Sammlung ist das unvergängliche Verdienst zweier Gebirgspfarrer: der längstverstorbenen ehrwürdigen Pfarrer Ruppen von Saas-

Grund und Tscheinen von Grächen, jenem himmelhoch über Abgründen schwebenden Dörflein, 1660 Meter über Meer, wo der uns Baslern wohl bekannte Scholarch der Renaissance Thomas Platter herstammt.

Der im hundertsten Lebensjahr verstorbene Kapuziner Prior P. Furrer hat eine bedeutende Geschichte des Wallis geschrieben, welche in lapidaren Zügen darstellt, wie seit den ersten Jahrhunderten des Christentums bis zu den heroischen Kämpfen des Wallis gegen die französischen Räuberheere im Jahre 1798 in erschütternder Tragik die Geschicke der Täler sich abwickelten.

Ueber Tessin hat Frascini, über Uri Lusser klassische, historische und wirtschaftliche Arbeiten geliefert. Und was Tessiner aus abgelegenen Bergdörfern in Kunstbau, Bildhauerei und Malerei seit dem Cinquecento bis auf unsre Tage geleistet haben, ist weltbekannt. Die Kunst ist in Helvetien aus den Bergen hinab in die Ebene getragen worden, nicht umgekehrt.

Bei ihren kirchlichen Festen entfalten unsre einfachen Bergleute, unter Führung ihrer durchweg tüchtigen, oft hochgebildeten Geistlichen einen volkstümlichen Geschmack hohen Styls, der ja schon längst, zumal in der Prozession des Segenssonntags in Lötschen, die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen und fast nur zu viele Schilderer gefunden hat. Da ist noch, was allem Raffinement unserer Veranstaltungen abgeht: volle innere Ergriffenheit, gänzliches Aufgehen der Teilnehmer in der feierlichen Handlung und zugleich höchst malerische Anordnung und Ausstattung, sodaß Handlung und Umgebung zur Einheit werden. Wer die Prozession am Gottesfest (Frohnleichnam) in Glys zu sehen Gelegenheit hatte, mit den voraus flatternden zahlreichen kleinen, geflügelten Mägdlein in Weiß, jedes eine kleine vergoldete Harfe tragend, der weiß, wo lebendige Volkskunst zu finden ist.

Ebenso erfreulich ist auch die Höhe, auf welcher sich die weltlichen Volksvergnügungen dieser Alpenbauern erhalten. Sie bestehen fast ausschließlich in Aufführung öffentlicher Schauspiele, womöglich unter freiem Himmel, und haben durchweg vaterländische Ereignisse zum Gegenstand. Schillers Tell ist stets ein Glanzpunkt. Die Veranstalter dieser Darbietungen sind öfter die Kollegien, welche die Seminaristen ausbilden, und diese fungieren als Schauspieler. Aber häufig sind es auch die Dorfleute selbst, welche sich nach gehörigen Proben auf die Bretter wagen. So hat z. B. im Mai und Juni 1920 der Cäcilien-Verein von Saas-Grund dreimal das Stück eines anonymen, jedenfalls einheimischen Dichters, der Löwe von Luzern, historisch vaterländisches Volksspiel in vier Aufzügen mit Vorspiel aus den Schreckenstagen der französischen Revolution aufgeführt, und die 42 darstellenden Personen sind ausnahmslos Dorfbewohner und -bewohnerinnen, alle Kalbermatten, Burgener, Venetz usw.: die bekannten, heimeligen Familiennamen, seit 300 Jahren dieselben. Nach Hunderten zählen stets die Zuschauer in der malerischen Tracht. Und wer etwa vermuten wollte, das seien ärmliche, plumpe, eher lächerliche als ergreifende Darstellungen, der

würde sehr irren. Sie sind herzerquickend durch vollen, naiven, guten Glauben und Aufgehen der Schauspieler in ihrer Rolle, sie sind herzbewegend durch die patriotische Inbrunst, mit der gespielt wird, und geradezu bewunderswert durch die dramatische Kraft und das volle Verständnis der Handelnden. Diese bäuerlichen Dramen sind von einer Einheit der Stimmung und einer erbaulichen Wirkung auf die Zuschauer, um die sie die ersten Bühnen beneiden können. Kein Geringerer als der große Mime Devrient hat von einer solchen Darstellung gesagt, er wüßte nicht, wo er ein gleich befähigtes Material finden könnte. Hier ist Leben, was bei uns Kunst. Vollends beschämend ist für uns die Vergleichung mit unsern öffentlichen Volksvergnügungen, etwa unserer Fastnacht, wo nur Lärm, Satyre und Luxus, aber kein erbauendes, patriotisches Streben zu spüren ist.

* * *

Es geht nicht anders: wir müssen wieder enge Fühlung nehmen mit diesen treuen Eidgenossen in den Alpen, nicht nur als Touristen, Sportsleute und forschende Spezialisten nach ihren Seltenheiten und Eigentümlichkeiten, von denen wir ihnen nur zu viele schon entführt haben, sondern als Vaterlandsfreunde und Brüder.

Fühlung zunächst, indem wir sie und ihre Verhältnisse kennen lernen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß bei einer schweizerischen Vieh-Ausstellung, zu welcher Wallis erlesene Stücke seiner, bei den Kennern berühmten, edlen und für die hohen Alpen unvergleichlichen Eringer Rinderrasse nach Bern sandte, diese Tiere von den ignoranten, nur mit ihren schweren Simmenthalern vertrauten Herren der Jury nicht zugelassen wurden, was dann mit Recht A. Seiler im Nationalrat rügte. Welchen Eindruck diese Behandlung auf die betroffenen Kreise in Wallis ausübte, kann man sich denken.

Es darf nicht mehr vorkommen, daß die Oberwalliser Offiziere und Truppen gegenüber andern sich zurückgesetzt fühlen usw.

Ist einmal unsere humane und patriotische Teilnahme an der kleinen Welt der alpinen Kleinbauern warm geworden, so muß sich dann von selbst auch die Aktion zu ihren Gunsten ergeben. Was sollen wir da tun?

Vor allem Diskretion! Unsere Bergleute wollen und sollen auf eigenen Füßen stehen. Sie sind reserviert, empfindlich für jede Aufdringlichkeit, und wollen nichts weniger denn als Almosenempfänger angesehen sein. Schonen wir also peinlich diese edle Sprödigkeit.

Ferner dürfen wir uns freuen, daß es doch allmählich tagt, daß Anfangsversuche gemacht sind, die Beziehungen zu stärken. Kürzlich hat man in Basel einen Tessiner-Tag gefeiert, um unsere Aufmerksamkeit den transalpinen Brüdern zuzuwenden. Im Oktober 1921 ist in der Züricher Tonhalle ein Walliser Herbstfest begangen worden, in der offenbaren Absicht, nicht nur Walliser Erzeugnisse, sondern auch Walliser Gäste und deren Geist und Gaben in unsrer flachen Schweiz heimisch zu machen. Das Programm, der großzügigen und überschwänglichen Limmatmetropole entsprechend, war bunt zusamengesetzt und mit einer guten Dosis

Sensation gemischt: es enthält für zwei Abende ein Champagner-Stüblein mit Nigger-Songs (sic.).

Aber die Absicht war eine gute und das Resultat gewiß auch. Das beste war die schon genannte Festschrift Mein Wallis, deren Artikel, fast alle aus Walliser Federn geflossen, ausnahmslos als vortrefflich, stimmungsvoll und Natur wie Menschen im rechten Lichte darstellend zu rühmen sind. Durch solche Schilderungen wird uns das fremdartige zu liebender Aneignung vermittelt.

Aber es muß mehr geschehen. Es muß eine fortdauernde und bewußte Teilnahme von Seiten geeigneter Persönlichkeiten und Organe zur Stärkung der gefährdeten Alpentäler einsetzen.

Als solche lassen sich denken:

Vorab Mitglieder unserer Bundesversammlung und Bundesbehörden, welche die Wichtigkeit unsrer Lage erfaßt haben, und jede Gelegenheit benutzen, um in den Räten und bei den ausführenden Organen als Fürsprecher der Kleinen einzustehen. So wird sich bald eine Stimmung in den Räten selbst zugunsten dieser Bestrebungen bilden. Es ist ja offenbar, daß unter dem Druck der Parteien, der großen Vereine und Gesellschaften für alle erdenklichen politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, geselligen und Sportzwecke der Bund und die Kantone der Nötigung unterliegen, zahlreiche Subsidien zu gewähren, die — an der Notdurft unserer Alpenbewohner gemessen — als phantastisch und luxuriös bezeichnet werden dürfen, wenn sie auch an sich gerechtfertigt erscheinen. Weshalb das Theater in seiner heutigen, ethisch und patriotisch höchst fragwürdigen Richtung, das selbst von der Umsturzpartei als eine wertvolle Schule ihrer Weltanschauung postuliert wird, auf Staatskosten, und nicht aus den Taschen seiner Liebhaber erhalten werden soll, ist doch wahrlich eine berechtigte Frage. Jedenfalls könnte manches, für die Oekonomie des Hochgebirges segensreiche Scherflein abgespalten werden von der zahllosen Menge der Subventionen, die fast wahllos gewährt werden, ohne daß man sich immer bewußt ist, daß man damit lediglich der Staatsregie unsrer gesamten Wirtschaft, also dem Ruin zutreibt.

Dann aber sind unter uns Organisationen vorhanden, denen eine freundliche Obsorge über unsere alpinen Gebiete nahe liegt.

Wir denken an den Schweizerischen Alpenklub, dessen Arbeitsgebiet nicht nur die Erschließung der Alpen in touristischer Beziehung, sondern in weiter gezogenem Kreise bildet. Er hat schöne wissenschaftliche Erfolge zu verzeichnen. Er scheut aber auch vor sozialen Aufgaben nicht zurück, wie Verbesserung der Lage der Bergführer, ihre Versicherung gegen Invalidität etc. Seine Sektion Basel hat, als im Jahre 1919 das Saastal durch einen Orkan verheert wurde, die Sammlung der Gaben an die Hand genommen und sie an die Beschädigten vermittelt. Nichts hindert, daß er einen Schritt weiter gehe und die Teilnahme an den ökonomischen Schwierigkeiten und am Aufbau besonders gefährdeter Alpengemeinden in seinem Statut als möglich und wünschbar bezeichne. Bei aller Anerkennung der Leistungen des S. A. C. darf doch gesagt werden, daß in absch-

barer Zeit sein direktes Programm sich der Erfüllung nähert. Bald ist ja kein Grat und kein Gletscher unserer Alpen übrig, auf dem nicht einer unserer Klubisten, NB. meist unter Führung eines unsrer braven Bergführer, siegreich Fuß faßte. Bereits sind wir im Stadium, wo man die unersteigliche Seite eines Gipfels den bereits begangenen vorzieht, wo man die bisherigen Wege auf die Dent Blanche gering schätzt, um den Chemin des quatre ânes zu versuchen. Also darf der S. A. C. wohl an einen neuen Horizont für seine patriotische Energie denken. Und wo gäbe es einen ansprechendern Gegenstand seiner Fürsorge, als der alpine Mensch, Fleisch von unserm Fleisch! Wäre es nicht ein Aufstieg von der Materie zum Ideal?

Aber noch näher als der S. A. C. steht unserer Bestrebung die schweizerische Vereinigung für Heimatschutz, denn der § 1 ihrer Satzungen führt als ihre besondern Aufgaben lauter Dinge auf, welche eine aufrechte und wohlhabende Bergbevölkerung zur Bedingung haben:

Schutz der landschaftlichen Schönheiten vor Entstellung und gewinnsüchtiger Ausbeutung; Pflege der überlieferten Bauweise und Erhaltung charakteristischer Bauten; Erhaltung der heimischen Gebräuche und Trachten, Mundarten und Volkslieder, der einheimischen Kunstgewerbetätigkeit und Schutz volkstümlicher Theaterbestrebungen.

Alles das ist nur denkbar bei einem mäßigen Niveau von Wohlstand der einheimischen Privatleute und Gemeinden; denn sobald diese nicht mehr Mut, Zeit und Mittel finden, um über die bitter notwendigen hinaus solche schöne Dinge zu pflegen, hat der Heimatschutz recht bald nichts mehr zu konservieren, sondern ist darauf beschränkt, die Ruinen auf einem Leichenfelde zu registrieren. Mithin liegt es niemand näher als diesem vaterländischen Verein, genaue Umschau zu halten, wo eine Berggemeinde nachläßt, ihre baulichen und andern Reliquien hoch zu halten, wo sie daran geht, sie zu veräußern — den Baronern sei bereits für ihren großen Crucifixus 6000 Franken geboten! — wo sie nicht mehr im Stande ist, nötige Wege, Brücken in Stand zu halten usw. Das sind alles Symptome von beginnendem Marasmus, denen bei Zeiten gesteuert werden muß, soll nicht der Schaden unheilbar weiter greifen. Wenn ein Verein von der Bedeutung des Heimatschutzes bei kantonalen oder Bundesbehörden anklopft, so wird seine Mahnung wohl kaum überhört werden.

Bei den zahllosen Vereinen, die schon schwer genug auf unsern Budgets liegen, wagen wir nicht, einem neuen Pro patria alpina zu rufen. Bildet sich mit der Zeit dazu ein Bedürfnis, so soll er willkommen sein.